

BILDER DES MONATS

Neues Gemeindehaus in Bayswater eröffnet

Mit der »Community Chapel« steht den Templern in Australien nun ein modern und anspruchsvoll gestalteter Raum für Gottesdienste und Feierlichkeiten aller Art zur Verfügung



Bericht von der Einweihungsfeier

Am 10. November wurde die neue Community Chapel in Bayswater mit einer großen Feier eingeweiht, zu der auch viele Gäste eingeladen waren, u.a. der deutsche Generalkonsul in Melbourne, der Leiter der Australian German Welfare Society, mit der zusammen die TSA das Tabulam-Heim betreibt, der Leiter des Heims Dr. Schreiber, Vertreter von Staat und Gemeinde, von Schulen und Sozialeinrichtungen in der Nachbarschaft – insgesamt waren wir ca. 400 Personen.

Natürlich fand der Festakt in der neuen Kapelle statt, die – nicht nur nach meiner Meinung – begeisternd schön geworden ist: asymmetrisch, ganz in Weiß gehalten, mit großen, weit herabreichenden Fenstern, durch die wie gerahmt die Bäume der Umgebung leuchteten, sehr hell, mit nur einer geschlossenen Wand und darauf, als einziger Schmuck, in großen Buchstaben unser Templer-Motto.

Nach der Begrüßung sangen wir drei Strophen des Losungslieds – eine auf Deutsch, zwei auf Englisch – und Dieter Glenk, der Leiter des Baukomitees, gab einen Bericht über Planung und Bau des neuen Hauses.

Rolf Beilharz hielt den Festgottesdienst über unser Losungswort und dessen templerische Auslegung, verdeutlicht an den Gleichnissen vom Senfkorn und vom Sauerteig, und betonte, dass die neue Kapelle ein Auftakt sein solle für eine stärkere Öffnung der Gemeinde nach außen.

Dazwischen verdeutlichte eine Kindergruppe in einem kleinen Spiel die Symbolik des Hauses und hob hervor, dass nur die Menschen – und für die Zukunft speziell sie, die Jungen, – es mit Leben erfüllen könnten.

Anschließend übermittelte ich die Grüße der TGD.

Den feierlichen Schlussteil gestaltete ein Chor, der mich mit Freude und Neid zugleich erfüllte durch den vollen Klang der Stimmen von 30 bis 40 Mann und Weib (inklusive Christine und Inga, unseren Australienreisenden im Austauschprogramm). Unter Leitung von Annette Wagner-Hesse und begleitet von Sonia Glenk am neuen (zum Teil aus Spenden finanzierten) Klavier sangen sie den Segen auf Deutsch und Englisch und eine schöne mehrstimmige Vertonung des Vaterunsers. Später dann, sehr schön, ausdrucksvoll, präzise und mit plastischer Führung der einzelnen Stimmen: zwei Lieder von Brahms und Mendelssohn und das kunstvoll ironisch gesetzte und interpretierte Volkslied von den zwei Hasen.

Dann gab's Sekt, im Freien zwischen dem alten und dem neuen Haus – die Kapelle steht frei, aber nur 10-20 Meter von der alten Gemeindehalle entfernt. Das Wetter spielte mit wie bestellt: am Morgen bedeckt, zum Sekt wurde es warm und sonnig, nicht zu warm und nicht zu windig. In der Halle, einschließlich Bühne und planenüberdecktem Vorplatz, folgte die Speisung der Vierhundert – fast ebenso wunderträchtig wie die der 5000: ausgezeichnet (Fleischspießchen mit viel Bedenschan und Paprika), ohne jede Stockung, fast nahtlos in Kaffee und

Kuchen übergehend. Wenn es, wie an unserem Tisch, lange dauerte, dann nur, weil wir dazwischen so viel schwätzen mussten. Moni Imberger und ihr Küchenteam waren pausenlos im Einsatz und haben Generalstabsarbeit geleistet.

Es wäre noch viel zu berichten, von dem wunderschönen Blumenschmuck, von der Ausstellung mit Bildern aus der Gemeinde und vielem anderen, aber erstens reicht der Platz dafür nicht, und zweitens hatte ich keine Zeit, das alles gebührend zu betrachten. Denn die Hauptaufgabe des Tages war Schwätzen (zur Illustration: die Gästewohnung liegt ca. 100 Meter vom Gemeindehaus entfernt; von dort wollte ich etwas holen – und brauchte ca. 2 Stunden dazu!), und als ich schließlich gegen 6 Uhr zurückkam, waren ca. 30 Helfer eifrig dabei, Planen, Tische und Bänke abzubauen, Geschirr und Gläser zu spülen, einzuräumen oder für den Transport nach Bentleigh bereitzustellen.

Es war ein rundum gelungenes Fest, an dem unendlich viele mitgewirkt haben.
Brigitte Hoffmann

Was kann Reich Gottes für uns heute bedeuten?

Ein Dialog mit Albert Schweitzer • WERNER ZAGER

Wie viele Juden seiner Zeit lebte Jesus von Nazareth in der glühenden Erwartung, Gottes Herrschaft würde noch zu Lebzeiten seiner eigenen Zeitgenossen sichtbar und endgültig in unserer Welt Gestalt annehmen. Diese Hoffnung erfüllte sich jedoch nicht. Das endgültige Sich-Durchsetzen des Reiches Gottes verzögerte sich und blieb letztlich aus. Darum ist es nicht verfehlt zu sagen: in diesem Punkt hat sich Jesus von Nazareth geirrt. So ist gerade die so starke endzeitliche Ausrichtung der Predigt Jesu das, was es uns schwer macht, seine Botschaft als uns wirklich in unserer heutigen Lebenssituation betreffendes Wort zu verstehen.

In der christlichen Kirche wurde die *Naherwartung* des Reiches Gottes mit der Zeit durch die *Fernerwartung* er-

setzt. Welche Konsequenzen hatte dies nun für die Bedeutung des Reiches Gottes? Albert Schweitzer beantwortete diese Frage wie folgt:

»Das Reich Gottes stand im Mittelpunkt des Glaubens, es beherrschte und belebte ihn. Nun tritt es in den Hintergrund. Statt wie bisher der Inbegriff des Glaubens zu sein, wird es zu einer Glaubensüberzeugung neben anderen. Es wird zu einer in Fixsternweite entrückten Sonne. Sie ist noch Sonne, aber der Entfernung wegen wirkt sie nicht mehr als solche. Sie spendet nicht mehr Licht und Wärme in Fülle, sondern ist nur noch ein leuchtender Stern.«

Was Schweitzer so bildhaft ausdrückt, fand auch seinen Niederschlag in der christlichen Glaubenslehre: Was bei Jesus das Erste war – eben das

Reich Gottes –, wurde zum Letzten, zum Schlusskapitel der christlichen Dogmatik. An die Stelle des Reiches Gottes trat die Deutung von Tod und Auferstehung Jesu. Was sich nach Schweitzer bei der Ablösung der Naherwartung durch die Fernerwartung verhängnisvoll auswirkte, war die Tatsache, dass das Reich Gottes nur noch Gegenstand der Erwartung war.

Wie aber – so fragen wir uns als Christen – kann es gelingen, die Hoffnungsperspektive des Reiches Gottes für unsere Welt zurückzugewinnen, ohne den Irrtum der Naherwartung Jesu und des frühen Christentums zu leugnen oder sich einer schwärmerischen Utopie zu verschreiben? Folgende Überlegung Schweitzers erweist sich an dieser Stelle als hilfreich:

»Wirkliche Erfüllung bleibt dem Erwarten des von selbst kommenden Reiches versagt. Jahrhunderte hindurch schaut die Christenheit vergeblich auf es aus. Mit dieser Tatsache kann sie sich nicht einfach abfinden. Wenn sie sich daran macht, die Zeichen der Zeit zu deuten, kann sie nicht anders als zu verstehen, dass ihr ein Verzichten und Umlernen beschieden ist. Es ist ihr aufgelegt, den Glauben an das von selbst kommende Reich hinter sich zu lassen und sich dem des zu verwirklichenden hinzugeben.«

Für Albert Schweitzer bildet das Reich Gottes die *Mitte des christlichen Glaubens*. Ohne die Differenz der ursprünglichen Reich-Gottes-Auffassung Jesu und der ersten Christen gegen-

über dem neuzeitlichen Reich-Gottes-Begriff zu kaschieren, arbeitet Schweitzer die demgegenüber bedeutsamere *Gemeinsamkeit* heraus:

»Die neue Vorstellung des Reiches Gottes bringt ein neues Glauben an es hervor, in dem wesentliche Elemente der alten in neuer Gestalt erhalten sind. Durch die Überzeugung, dass Jesus durch seine Ethik der Liebe den Grundstein zum Reich Gottes gelegt hat und dass wir in seinem Geist an seinem Werden und seiner Vollendung mitzuarbeiten haben, wird den Menschen unserer Zeit der Glaube an das Reich Gottes neu geschenkt. Ist er auch der Art nach, wie es vorgestellt wird, nicht mehr der ursprüngliche, so doch dem Geist nach. Er enthält das Evangelium Jesu, wie es an uns ergeht. Sein Geist gibt uns Mut und Einsicht, das Unerfülltbleiben der ursprünglichen Erwartung dahin zu verstehen, dass wir uns zu einer neuen zu erheben haben.«

Nicht irgendwelche Glaubensformeln sind nach Schweitzers Urteil für ein wahrhaftiges Christentum wesentlich; die »wahre Rechtgläubigkeit« kann »nur in lebendigstem und tiefstem Wollen und Erhoffen des Reiches Gottes bestehen«. Gegenüber dem möglichen Vorwurf, der neuzeitliche Reich-Gottes-Glaube gehe ganz im Diesseits auf, erhebt Schweitzer den Einwand:

»Auch für den neuzeitlichen Glauben bedeutet das Werden des Reiches Gottes auf Erden nicht alles. Auch er schaut von dieser Welt und von dieser Zeitlichkeit auf die Ewigkeit aus und auf das,

was nach dem Tod sein wird. Er weiß aber, dass wir dies Gott anheimgestellt lassen müssen und dass wir in diesem Dasein nach der Seligkeit trachten müssen, dass es in uns und in der Welt Reich Gottes werde, aus der uns Gott, wenn wir uns in ihr bewährt haben, zur zukünftigen eingehen lässt.»

Bildet das Reich Gottes die Mitte des christlichen Glaubens, dann sind wir danach gefragt, wie solcher Glaube konkret gelebt wird. Darüber können wir uns von den folgenden Gedanken Albert Schweitzers inspirieren lassen:

»Das, worauf es ankommt, ist, dass der Geist Jesu von uns Besitz ergreift und unser Sinnen und Denken aus dieser Welt heraushebt, dass es in uns Reich Gottes werde.«

Nicht einem blinden Aktionismus wird hier das Wort geredet, vielmehr geht es darum, dass in unserem Herzen und Verstand Jesu Geist einkehrt und uns von innen her wandelt, aus selbstbezogenen Menschen solche macht, die offen sind für ihre Mitmenschen, sich von deren Sorgen und Nöten umtreiben lassen und sich mit ihnen gemeinsam um Lösungen bemühen. Es ist die erfahrene Liebe Gottes, die uns zur Hingabe an andere befähigt, uns als Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter am Reich Gottes in den Dienst stellt.

Natürlich wünschen wir uns solch ein glaubwürdiges Christenleben. Wir wünschen uns sehr, dass Jesu Geist in unsere Herzen einkehrt, uns der Liebe Gottes vergewissert und uns durch diese Liebe zur Hingabe an andere befähigt.

Zugleich aber fragen wir uns: Wie geht das? Kann ich selbst etwas dafür tun, dass Jesu Geist in mir Raum gewinnt? Dass es mit der inneren Einstellung allein nicht getan ist, weiß auch Schweitzer. Nicht umsonst ist sein eigenes Leben ein beredtes Zeugnis dafür, dass dem Wissen um das gottgewollte Gute in der Welt *Taten* folgen müssen, wenn ein Mensch den Geist Jesu in sich spürt und den Ruf Jesu hört.

Deshalb gehört stets *beides* in unserem Leben untrennbar zusammen: das Bewusstsein, die innere Überzeugung, der Ruf auf der einen Seite, die Tat, der Gehorsam, das glaubwürdige Handeln auf der anderen Seite. Wo wir die Ideale des Guten, der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Güte wirklich verinnerlicht haben, besteht die Chance, dass Frauen und Männer, auch bereits Kinder und Jugendliche, dazu beitragen, dass in unserer Welt etwas von Reich Gottes sichtbar und erfahrbar wird.

Ausschnitte aus einem Vortrag beim Regionaltreffen des Bundes für Freies Christentum am 23. März 2002 in Stuttgart, veröffentlicht in: Werner Zager, »Bergpredigt und Reich Gottes«, Neukirchener Verlag 2002.

Prof. Dr. Zager ist am 12. Oktober 2002 als Nachfolger von Prof. Dr. Hans-Hinrich Jenssen zum Präsidenten des Bundes für Freies Christentum gewählt worden. Die Tempelgesellschaft in Deutschland ist seit 1976 dem Bund als korporatives Mitglied angeschlossen.

Dieser Leitartikel erscheint gleichzeitig, in Englisch, im »Templer Record«.

Weihnachten – ein Fest heidnischen Ursprungs

Wenn der Tannenbaum im Lichterglanz erstrahlt, dann glänzen nicht nur Kinderaugen – für Christen in aller Welt ist Weihnachten das schönste Fest. Und selbstverständlich wissen alle, *was* man feiert – nämlich die Geburt Jesu – und *wie* man feiert – mit einem Christbaum, Festessen und reicher Bescherung. Doch eine alte Erfahrung lehrt: Je genauer man das Gewohnte besieht, desto fremder schaut es zurück. Tatsächlich steckt das scheinbar urchristliche Weihnachten *voller fremder Traditionen*.

Im Grunde ist der römische Kaiser Aurelian an allem schuld. Im Jahr 274 n.Chr. erhob er den Kult des persischen Lichtgottes Mithras zur Staatsreligion und erklärte den 25. Dezember als ungefähren Tag der Wintersonnenwende zum »Geburtstag der unbesiegtten Sonne«. Der Mithraskult war der mächtigste Rivale des Christentums. Also setzte die Kirche statt auf Konflikt lieber auf Vereinnahmung und eignete sich diesen Termin als »Geburtstag Gottes« an – in Polen heißt Weihnachten tatsächlich so. Im 4. Jahrhundert, als das Christentum zur neuen Staatsreligion aufstieg, siegte diese Deutung, und im 5. Jahrhundert triumphierte Papst Leo I.: »Wir feiern am 25. Dezember nicht die Geburt der Sonne, sondern die Geburt dessen, der die Sonne geschaffen hat.«

Ähnlich geschickt verfuhr die Kirche, als sie um 1000 n.Chr. die nordischen

Völker christianisierte: statt die alte Julfeier abzuschaffen, vereinte sie sie mit dem Weihnachtsfest, das in Skandinavien deshalb »Jul« heißt.

Dass Jesu Geburtstag kaum im Winter lag, spielte bei all dem keine Rolle. Die Kirche ignorierte sogar die Bibel: »Es waren Hirten auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde«, heißt es in Lukas 2,8. Das taten die Hirten allerdings nur im Frühling zur Zeit des Lammens, sonst blieben die Schafe in ihren Hürden unbewacht.

Das Wichtigste an der Weihnachtsfeier ist die *Bescherung* für die Kinder. Die aber gab es ursprünglich auch nicht, denn sie fand schon viel früher statt: am 6. Dezember, dem Nikolaustag. Der heilige *Nikolaus* hat wirklich gelebt: er war im 4. nachchristlichen Jahrhundert Bischof im kleinasiatischen Myra, 200 Kilometer westlich von Antalya. Seine Wundertaten aber sind gewiss Legende. Vor allem zwei Sagen machten ihn populär, durch die eine wurde er zum Gabenbringer, durch die andere zum Schutzheiligen der Kinder, im Brauchtum floss beides zusammen.

Ein drittes, unchristliches Element kam hinzu: in Gestalt des Nikolaus-Begleiters *Knecht Ruprecht*. Dieser Schreckensmann geht anscheinend auf die Perchta zurück, eine Gestalt aus dem germanischen Totenkult, die zum Jahresende spukte. Ursprünglich personifizierte er die bösen Wintermächte, soll-

te sie aber ebenso durch Übertrumpfung in die Schranken weisen und wurde dann pädagogisch umfunktioniert.

Da in der Reformation die Protestanten die katholischen Heiligen nicht anerkannten, geriet der Nikolaus bei ihnen ins Hintertreffen. Das »Kindleinbescheren«, wie es Luther nannte, wurde auf die Weihnacht verlegt; die Kinder sollten statt den Nikolaus den »heiligen Christ« erwarten. Das »Christkind« der Katholiken schlägt sozusagen zwei Fliegen mit einer Klappe, es bringt auch Geschenke. Doch auch bei den Protestanten blieb der Nikolaus in abgewandelter Form erhalten – er wurde zum *Weihnachtsmann*.

Das Durcheinander mit Nikolaus, Weihnachtsmann und dem Christkind

herrscht nicht nur in Deutschland, sondern auch international. Da gibt es den holländischen Sinterklaas (d.h. Nikolaus), den spanischen El Nino (alias Christkind) und in Dänemark außer dem Julemand (Weihnachtsmann) noch die Nissen, kleine Kobolde wie die Heinzelmännchen. Solchen Wichten, die von alters her als Hüter der Schätze gelten, verdankt der Weihnachtsmann seine Zipfelmütze – den roten Mantel aber maß ihm erst 1931 ein Grafiker in den USA an, der für Coca-Cola Reklame zeichnete. Der deutsche Nikolaus hatte bischöfliches Ornat oder einen weißen Mantel getragen.

Der inzwischen konfessionsübergreifende »Glaube an den Weihnachtsmann« indessen hat sich in Deutsch-

Das Museum zum Fest

In Rothenburg ob der Tauber ist jeden Tag Weihnachten. Denn vor zwei Jahren eröffnete hier das erste **Deutsche Weihnachtsmuseum**. Auf 250 Quadratmetern wird in dem romantischen Fachwerkstädtchen die ganze Geschichte des deutschen Weihnachtsbrauchtums präsentiert, von den Anfängen zu Beginn des 4. nachchristlichen Jahrhunderts über das Mittelalter bis in die Biedermeierzeit. Die Betreiber des Museums, Wilhelm, Harald und Käthe Wohlfahrt, sammeln seit Jahrzehnten Weihnachtliches aus allen Epochen und zeigen ihre Schätze nun erstmals in einer Dauerausstellung, zusammen mit Leihgaben anderer Sammler aus dem In- und Ausland. Zu sehen sind kunsthandwerkliche Arbeiten vom Christbaumschmuck über Rauschgoldengel und Weihnachtskrippen bis zur Nussknackersammlung. In »Käthe Wohlfahrts Weihnachtsdorf« können die Besucher außerdem das ganze Jahr über Weihnachtsdekorationen aller Art erwerben.

Deutsches Weihnachtsmuseum, Herrngasse 1, 91541 Rothenburg ob der Tauber, Telefon 09861/4090, Fax 409410, Internet: www.wohlfahrt.com, Öffnungszeiten: montags bis freitags 9-18 Uhr, samstags 9-16 Uhr, von Mitte Mai bis 24. Dezember sonntags und feiertags 11-18 Uhr.

land erst vor rund 100 Jahren durchgesetzt. Als einzige Mission ist dem – vor allem von Kindern sehnsüchtig erwarteten – Greis, der doch eigentlich das Jesuskind mit seiner Erlösungsbotschaft sein müsste, das rein weltliche Bescheren verblieben. Dabei hat dieses rein diesseitige Beschenken – insbesondere unter Erwachsenen – mit Weihnachten nur indirekt zu tun: es war eigentlich ein alter Neujahrsbrauch.

Ein typischer Brauch zum Jahresende war zudem das *Festmahl*, bei dem die Herrschaften ihr Personal bewirteten und das im Weihnachtsschmaus, zu dem einst das Familienoberhaupt lud, weiterlebt. Sogar der *Weihnachtsbaum* verdankt seine Existenz dem Jahresende. Die Sitte, geschmückte Tannen ins Wohnzimmer zu stellen, entstand im

15. Jahrhundert im Elsass, verbreitete sich über Deutschland und eroberte seit dem 19. Jahrhundert die halbe Welt. Hervorgegangen ist der Christbaum aus den »Wintermaien«, grünen Reisern, die als Schmuck am Haus und in der Stube den Jahressegen garantieren sollten.

Selbst die *Lichter des Weihnachtsbaums* sind keine christliche Erfindung: sie wurzeln in dem alten Totenglauben, wonach das brennende Licht den Verstorbenen, die am Jahresende zu Besuch kommen, den Weg weisen sollte. Die Kirche deutete das um, und nun stehen die Kerzen für das Kommen Christi. Oder auch – unserer materiellen Zeit gemäß – für das Kommen des Weihnachtsmannes.

Dr. Peter Köhler, »DBmobil« 12/2000

VON DEN TEMPLERN IN AUSTRALIEN

Glaubt an euch!

Für 17 Konfirmanden fand am 18. August im Saal der Tempelgemeinde Bentleigh der feierliche Abschluss ihres viermonatigen Konfirmanden-Unterrichts statt. In 12 Unterrichtseinheiten versuchten die sechs wechselweise eingesetzten Lehrkräfte, in den Jugendlichen den Boden für eigenständige religiöse Gedanken zu bereiten und ihnen den Sinn der Gemeinschaft der Tempeler näher zu bringen. Vier Jugendliche hatten am Unterricht wegen ihres entfernten Wohnortes nur über eine Internet-Schaltung teilnehmen können. Ziel des Unterrichts war es auch, die Teilnehmer zu einer harmonischen Gruppe von Freunden zusammenzufügen. Wir geben nachstehend einen Ausschnitt aus der Ansprache der Unterrichtsleiterin Renate Beilharz sowie die Ausführungen einer Konfirmandin wieder.

In unserem heutigen Text aus Matthäus 6,25-33 geht es um das *tägliche Sorgen*. Da heißt es zu Beginn: »Sorgt euch nicht um euer Leben!« Das ist doch eine angenehme Aufforderung!

Macht euch keine Sorgen, seid glücklich! scheint damit ausgedrückt zu sein. Und der Text fährt fort die Dinge aufzuzählen, um die wir uns keine Sorgen machen sollen: Essen, Trinken, Klei-

dung – drei Dinge, die die Menschen unbedingt zum Leben brauchen. Sie alle spielen für uns eine wichtige Rolle.

Heißt das, dass wir die Hände in unseren Schoß legen können, um darauf zu warten, dass uns diese Dinge auf einer silbernen Platte serviert werden? Natürlich nicht, denn am Schluss des Textes wird eine wesentliche Voraussetzung dafür genannt: Setzt vor allem anderen die *Arbeit für Gott* an die erste Stelle eures Leben und tut, was er von euch will. Dann werden euch die anderen Dinge, also Nahrung und Kleidung, gegeben werden.

Für mich klingt das überhaupt nicht nach Hände-in-den-Schoß-Legen – die Arbeit für Gott ist wahrscheinlich das Schwierigste in unserem Leben; es erfordert Anstrengung, Mut und Ausdauer, weil wir es dabei mit unseren Bezie-

hungen zu anderen Menschen zu tun haben und mit dem Verstehenlernen von uns und von den anderen. Die Arbeit für Gott bedeutet, dass wir über die körperlichen und weltlichen Aspekte unseres Lebens hinaus denken lernen, sie hat etwas mit unseren Überzeugungen und Wertmaßstäben zu tun.

Die Arbeit für Gott hat auch mit der uneigennütigen *Liebe* zu tun, die Jesus gelehrt hat: Liebe Gott von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst! Jesus verlangt, dass wir von anderen genau so denken wie von uns selbst und uneigennützig zu sein im Verkehr mit anderen. Jesus fordert auch, dass wir *uns selbst* lieben, gut zu uns selbst sind. Dieses Ausbalancieren von Nächstenliebe und Eigenliebe ist wichtig. Es ist nicht einfach zu bewerkstelligen, auf eurem Lebensweg wird es



Die 17 Konfirmanden mit ihren Lehrern: (vord. Reihe) Dr. Rolf Beilharz, Renate Beilharz, (links) Harald Ruff, Renate Weber, (rechts) Herta Uhlherr, Mark Herrmann

immer wieder Zeiten geben, wo ihr es schwierig habt, den richtigen Weg in den Beziehungen zwischen euch und den anderen zu finden.

Je älter ihr Konfirmanden werdet, je mehr werdet ihr euch *verantwortlich* fühlen müssen für eure Entscheidungen und euer Handeln. Ihr werdet eure weitere Erziehung mehr und mehr in eigene Hände nehmen müssen. Es werden häufiger als bisher Entscheidungen nötig sein, und *ihr* seid es, die sie am Ende treffen müsst. Es ist wichtig, dass ihr *ehrlich* zu euch seid, wenn ihr mit Problemen zu tun habt, die das Leben euch bereitet. Seid zuversichtlich, dass ihr aus einer Lebenslage das Beste machen könnt, ohne euch dabei selbst untreu zu werden. *Glaubt an euch!*

Ihr Konfirmanden seid über die vergangenen 12 Unterrichtsstunden mit all diesen Gedanken und Ideen vertraut gemacht worden. Wir alle, die wir dabei mitgewirkt haben, hoffen, dass wir euch eine helfende Hand für eure Zukunft reichen konnten. Wir danken euch für eure Mitarbeit und euer begeistertes Mitgehen.

Denkt daran, wenn ihr durchs Leben geht, dass ihr immer Hilfe und Unterstützung haben könnt. Meint nicht, dass, wenn ihr älter werdet, ihr alles selber schaffen könnt. Bittet eure Eltern, die Familie und die Freunde um Rat und Unterstützung. Sie werden für euch auch zukünftig da sein, so wie sie heute bei dieser Feier da sind.

Wir hier als versammelte *Gemeinde* übernehmen auch eine Rolle. Wir neh-

men an dieser Feier teil, weil uns das Wohl dieser jungen Leute am Herzen liegt. Unsere Sorge um ihr Wohl soll sie auch weiterhin durch ihr Leben begleiten, gleichgültig welche Biegungen und Windungen es nehmen wird. Eine Begleitung, die als *Stütze*, aber nicht als *Aufsicht* verstanden sein soll. Eine Begleitung, die die *Entwicklung von Fertigkeiten* begünstigt, mit denen in verantwortlicher Weise Gebrauch gemacht wird in der Freiheit des Erwachsenenlebens. *Renate Beilharz*

Ich heiße *Kristen Steller* und möchte zu Ihnen darüber sprechen, was es heißt, *an sich selbst zu glauben*. Ich bin zu diesem Thema durch einen Gottesdienst inspiriert worden, den Renate Weber im Mai über das Thema »Die Kraft in uns« hielt und den wir miteinander besucht haben. Ich fand ihre Gedanken sehr bedeutsam, und ich denke, dass sie auch die Herzen vieler anderer Zuhörer bewegt haben.

Als ich mich aber hinsetzte, um diese Ansprache vorzubereiten, merkte ich, dass ich mir überhaupt noch nicht im Klaren darüber war, was es heißt, *an sich selbst zu glauben*. Nach längerem Nachdenken kam ich zu dem Schluss, dass es wohl bedeutet, Vertrauen zu sich selbst zu gewinnen. Wenn man Vertrauen zu sich selbst hat, kann man auch erreichen, was man sich vorgenommen hat. In der Vorbereitung zu unserer Feier heute fragte Renate Weber die Konfirmanden, welche besonderen Stärken oder Begabungen sie

hätten. Die meisten von uns zögerten mit einer Antwort, wir wollten nicht den Eindruck erwecken, als ob wir uns selbst brüsten oder wegen irgendetwas prahlen würden. Doch: jeder hat irgendwelche Talente, das braucht uns nicht verlegen zu machen, wir sollten in der Lage sein, sie auszudrücken, ohne befürchten zu müssen, dass die Leute uns deshalb schief ansehen.

In einer unserer Unterrichtsstunden sollten wir Dinge aufschreiben, an die wir glauben, wir nannten sie die »Ich glaube«-Sätze. Die Gruppe brachte es auf 80 solcher Sätze, doch nur einige davon bezogen sich auf den *Glauben an sich selbst*. Hier sind zwei Beispiele: »Ich glaube, dass man immer danach streben sollte, sein Bestes zu geben« und »Ich glaube, dass mein Erfolg von mir selbst abhängt«.

Ich stimme beiden Aussagen voll zu. Natürlich sollte jeder danach streben, sein Bestes zu geben. Ich glaube nicht, dass man glücklich sein kann, wenn man nicht einmal *versucht* hat, sein Bestes zu geben. Und dann denke ich, dass das halbe Glück des Erreichens

eines Ziels oder der Erfüllung eines Traums schon darin besteht, dass wir uns *auf den Weg dahin* machen.

Ich mag den Satz »Ich glaube, dass man seinen Erfolg selbst in der Hand hat« sehr, weil er einfach ist und weil er stimmt. Wer sonst sollte uns erfolgreich machen? Die einzige Person, auf die man sich dabei verlassen kann, sind *wir selbst*. Sicher, andere Menschen können uns dabei unterstützen, aber wie können wir erwarten, dass *sie* uns unterstützen und den Glauben an uns haben, wenn *wir* nicht einmal an uns selbst glauben?

Manche Leute sagen: Stellt eure Erwartungen nicht zu hoch! Aber wenn wir unsere Ziele nicht hoch genug setzen, können wir dann erwarten, dass wir im Leben etwas erreichen? Wir sollten uns unsere Ziele so hoch setzen, wie wir wollen; wenn wir daran glauben, dass wir es schaffen, was kann uns dann noch davon abhalten? Lasst uns nach dem Sprichwort handeln: »Wenn es dir beim ersten Mal nicht gelingt, denn versuch es doch wieder und wieder«.

WOHER TEMPLERFAMILIEN STAMMEN

Die Seegers von Neuweiler

Wir schlenderten durch die Straßen der Ortschaft Neuweiler. Unter unseren Füßen knirschte der neu gefallene Schnee – ein ungewohntes Geräusch für unsere australischen Ohren. Über der schneeweißen Landschaft strahlte die Sonne, aber es war kalt. Viele glit-

zernde Eiszapfen hingen von den Dächern der Schwarzwaldhäuser. Weihnachten war vorüber, aber der Schnee erinnerte uns noch an die Festzeit.

Wir gingen am Wirtshaus zum Goldenen Lamm vorbei. Der Laden gegenüber war der von Familie Rall. Mein Va-

ter kannte die Ralls sehr gut und auch ich bin ihnen über die Jahre hinweg immer wieder begegnet. Auf derselben Straßenseite wie die Ralls, ihnen direkt benachbart, steht das Haus des alten Gottfried Seeger. Es ist vor kurzem renoviert worden, das alte Fachwerk ist nicht mehr sichtbar, auch das alte Plumpsklo gibt es nicht mehr, es ist jetzt ein modernes Gebäude. Die meisten Häuser hier sind seit den achtziger Jahren renoviert worden.

Aus diesem alten Haus stammt meine Urgroßmutter Margarethe Blaich geb. Seeger (geboren 1831), hier fand mein Vater Albert während des Ersten Weltkriegs sein zweites Zuhause, als er bei Ottmar in Altensteig in die Lehre ging. Ich erinnere mich an die alte »Mariebäs« – Maria Seeger geb. Pross (geboren 1867), sie saß gewöhnlich in einer Ecke des Wohnzimmers vor dem großen Kachelofen und strickte oder flickte. Ich habe auch noch eine liebe Erinnerung an Gottfried Seeger mit seinem Bismarck-Schnurrbart und an seine freundliche Ehefrau Christine geb. Schanz und an ihren Kolonialwarenladen. Dieser Laden war klein, aber er führte alles, was man damals brauchte. Die modernen Supermärkte erdrückten alle diese kleinen Geschäfte, und das Haus sieht an diesem Wintertag ohne den Laden ganz anders aus.

Die Söhne von Seegers sind schon vor Jahren gestorben, und es ist es ein trauriges Schicksal, dass es von dieser Familie keine Nachkommen mehr gibt. Der älteste Sohn Gottfried starb 1944

in Tübingen an Lungenentzündung. Der andere Sohn Georg war ein energischer junger Mann und verunglückte 1950 mit dem Motorrad auf einer der kurvenreichen Schwarzwaldstraßen, als er mit einem entgegenkommenden Langholzfahrzeug zusammenprallte.

Das war das Ende unserer Linie der Seegers von Neuweiler. Das letzte Familienmitglied, das ich 1982 bei einem Besuch noch erlebte, war Christine Seeger, damals schon sehr hinfällig. Sie saß in einem bequemen Sessel vor einem Heizofen in einem der oberen Räume. Das erste, was sie bei meinem Eintreten sagte, war: »Wie geht es Albert und Herta?« – meinen Eltern. Wir hatten eine angenehme Unterhaltung, und als ich wieder gehen wollte, sagte sie zu mir: »Horst, nimm bitte ein paar Äpfel mit, sie sind von unseren Bäumen«, und sie zeigte auf eine Schüssel voll Äpfel auf dem Tisch. Ja, ich erinnere mich an ihre Apfelbäume aus der Zeit während des Zweiten Weltkriegs und danach, als wir froh waren, nach Neuweiler kommen zu können, um uns an den frisch vom Baum gepflückten Äpfeln zu laben. Seegers waren immer entgegenkommend zu uns gewesen. Christine Seeger starb als eine der letzten Mitglieder des Tempels in dieser Gegend im Dezember 1984.

Neuweiler wird immer einen bevorzugten Platz in meinem Herzen einnehmen. Ich liebe Neuweiler und die Leute vom Schwarzwald, ihr Blut rinnt auch durch meine Adern.

Horst Blaich, Bayswater